Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 17 (1910)

Heft: 10

Artikel: Ueber den schriftlichen Ausdruck [Schluss]

Autor: Schmid, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-526580

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pädagogische Blätter.

Vereinigung des „Schweizer. Erziehungsfreundes“ und der „Pädag. Monatsschrift“.

Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz und des schweizerischen katholischen Erziehungsvereins.

Einsiedeln, 11. März 1910. | **Nr. 10** | **17. Jahrgang.**

Redaktionskommission:

HH. Rektor Keiser, Erziehungsrat, Zug, Präsident; die HH. Seminar-Direktoren Wilh. Schnyder Hitzkirch und Paul Diebolder, Rickenbach (Schwyz), Herr Lehrer Jos. Müller, Goßau (St. Gallen und Herr Clemens Frei zum „Storchen“, Einsiedeln.

Einsendungen sind an letzteren, als den Chef-Redaktor, zu richten, **Inserat-Aufträge** aber an HH. Haasenstein & Vogler in Luzern.

Abonnement:

Erscheint **wöchentlich** einmal und kostet jährlich Fr. 4.50 mit Portozulage.
Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Rickenbach, Verlagshandlung Einsiedeln.

Inhalt: Ueber den schriftlichen Ausdruck. — Korrespondenzen aus Kantonen. — Pädagogische Chronik. — Inserate. —

Ueber den schriftlichen Ausdruck.

Von **Aug. Schmid**, Flawil.

(Schluß.)

Ueberhaupt zeigen viele Leute ihre Sprachkunst gerne in hochtrabenden, salbungsvollen Einleitungen. Man höre einmal folgendes: „Wenn man prüfenden Blickes die Dinge dieser Welt überschaut, so stößt man überall auf einen gewissen Widerstreit, auf einen gewissen Dualismus zwischen Geist und Materie, zwischen dem Idealen und dem Realen. Ein ähnlicher Dualismus findet sich nun auch bei den Schuhlöffeln; denn es gibt solche aus Eisen und solche aus Horn.“ (Hierauf folgt eine Beschreibung der Fabrikation hörnerner Schuhlöffel.) Wenn man Doppelbilder im Stereoskop anschaut, so sieht alles körperlich, geradezu greifbar aus. So kommt auch die ganze Komik, die in solchen hochtrabenden Einleitungen enthalten ist, erst recht zur Geltung, wenn man sie nicht bloß liest, sondern laut mit passender Betonung und allen-

falls mit begleitenden Gesten spricht. Der Leser möge einen Versuch machen.

Ein Stilkünstler schrieb einmal den Nekrolog für einen recht filzigen Geizhalz, dessen einzige Freude darin bestanden hatte, soviel Geld als möglich zusammen zu schachern. In diesem Nekrolog war zu lesen:

„Er war in seinem ganzen Wesen eine auf die Ideale gerichtete Natur."

Ein Freund machte dem Schreiber Vorwürfe, dieses Urteil stimme ja ganz und gar nicht. Das mag sein, erwiderte der andere, aber es klingt so schön.

Im Deutschunterrichte habe ich stets gefunden, daß diejenigen Aufsätze am schlechtesten waren, die eine im Lesebuch enthaltene Erzählung zum Gegenstande hatten. Die meisten Schüler sind zwar nicht so dreist, die ganze Geschichte einfach Wort für Wort aus dem Buche abzuschreiben. Aber sehr oft kommt es vor, daß sie wenigstens einige Sätze aus dem Buche herausnehmen. Das macht sich denn oft allerliebst, besonders wenn die Geschichte im Buche in einem schönen, eleganten Stil geschrieschrieben, der Schüler hingegegen in der Sprache sehr unbeholfen ist. Da findet sich ein Stück weit die schwerfällige, holperige Sprache des Schülers, dann folgt auf einmal ein zierlich oder ein geistvoll ausgedrückter Satz eines bedeutenden Schriftstellers; hierauf fährt der Schüler wieder in seiner eigenen Sprache fort. So wechseln die beiden grundverschiedenen Sprachen mehrmals mit einander ab. Gegen Ende gewinnt zwar meistens der Schriftsteller die Oberhand, besonders wenn der Aufsatz in später Stunde, kurz vor Ablauf der vom Lehrer gestellten Frist geschrieben wurde und der Schüler, wie sich Diderot ausdrückt, nicht mehr Zeit hatte, kürzer zu schreiben. Oft gibt sich der Schüler noch etwas mehr Mühe. Er legt zwar für seinen Aufsatz den Text des Schriftstellers zugrunde, aber er ändert in jedem Satze, den er dem Buche entnimmt, einige Worte. Dies ist stets ein sehr gefährliches Experiment. Selbstverständlich zeigt sich auch hier auf den ersten Blick das Zusammengeflickte der Arbeit. Aber während der Schüler einfach glaubt, für ein Wort ein anderes, genau gleichbedeutendes gesetzt zu haben, hat er den ganzen Satz verstümmelt, ihm einen komischen Anstrich gegeben oder auch den Sinn vollständig geändert. Oft kann eine einzige Silbe einem Satze ein vollständig anderes Gesicht geben.

Einmal ließ ich in einer Deutschstunde, als gerade noch etwas Zeit übrig blieb, ein Gedicht lesen, das inhaltlich nicht ganz leicht zu verstehen war. Ich sagte gar nichts dazu und ließ die Sache eine Woche oder zwei liegen. Dann ließ ich einmal die Bücher einsammeln und stellte den Schülern die Aufgabe, den Inhalt jenes Gedichtes niederzuschreiben.

Es war das Gedicht „Das Bahrrecht“ vom Grafen von Schack. Der Inhalt ist kurz folgender:

Graf Robert stand in schwerem Verdachte, seinen Oheim ermordet zu haben. Er bestand mannhaft alle Folterqualen und beteuerte stets seine Unschuld. Nun nahm man noch zum Bahrrecht, zur Blutprobe, die Zuflucht. Die Leiche war in einem düstern Gemache aufgebahrt. Der Graf wurde hineingeführt und mußte die ganze Nacht beim Toten zubringen. Der Oheim war stets sein väterlicher Freund gewesen und hatte ihn erzogen. Stets hatte er ihm nur Gutes erwiesen. Aber seine Tochter hatte er ihm versagt. In dieser einsamen Nacht im Totengewölbe zogen in der Seele des Grafen all' die Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit vorüber, und als am Morgen die Schöffen hereinkamen, sahen sie ihn wie betäubt an der Bahre knieen. Die Blutprobe wurde vorgenommen, und sie fiel zugunsten des Grafen aus. Die Richter erklärten ihn für unschuldig. Er aber stand auf und bekannte sich offen als der Mörder. In dem Augenblicke, wo ihm nach langer Kerkerhaft die Freiheit winkte, gestand er seine Schuld, einen so tiefen Eindruck hatte die einsame Nacht an der Leiche seines Oheims auf ihn gemacht.

Einige Schüler wurden mit der Arbeit nicht ganz fertig. Nun machte ich dabei eine interessante Beobachtung. Ein Schüler hatte die Erzählung bis gegen den Schluß recht hübsch wiedergegeben. Vor allem gefiel mir die selbständige Art, wie er den Gegenstand geordnet hatte. Er erzählte nämlich chronologisch, d. h. er fing an mit der Jugendzeit des Grafen. Er stellte also das, was im Gedichte selber fast am Schlusse erzählt wird, als Erinnerungen des Grafen, an den Anfang. Dadurch zerstörte er zwar eine Feinheit des Gedichtes. Wenn man nämlich das Gedicht liest, ist man bis zum Ende im Ungewissen, ob Graf Robert schuldig oder unschuldig sei. Erst das Geständnis verschafft die Gewißheit. Auch hat die Schilderung, wie der Anblick der aufgebahrten Leiche beim Mörder all' die Erinnerungen an die Kindheit hervorruft, einen besondern Reiz. Dieser Reiz, diese Feinheit des Gedichtes war allerdings durch den Schüler zerstört worden, aber dafür war das Ganze klarer. Und der Schüler hatte die Sache übrigens auch ganz schön dargestellt. Die andern hatten sich in ihrer Wiedergabe ganz an die Reihenfolge gehalten, wie sie sich im Gedichte selber findet. Aber ich zweifle, ob sie es getan haben, um die Feinheiten des Gedichtes nicht zu zerstören; sie taten es, weil sie's nicht anders konnten.

Nun aber der Schluß jenes Schüleraufsatzes. Auf einmal kam die Wendung. So klar und hübsch die Erzählung angefangen hatte, so verworren, ja geradezu konfus war der Schluß. Man konnte ganz genau die Stelle finden, wo der Schüler wieder neu angesetzt hatte. Noch nie habe ich sonst irgendwo einen solchen plötzlichen Wechsel des Stils bemerkt wie in jenem Aufsatze. Uebrigens konnte man an einer kleinen Verschiedenheit der Tinte auch gleich erkennen, daß der klare und schöne

Teil in der Schule, der konfuse hingegen zu Hause geschrieben worden war. Was war die Ursache? Der Schüler hatte sich von einem Kameraden aus einer andern Klasse ein Buch zu verschaffen gewußt und hatte es am Ende seines Aufsatzes fleißig, nur zu fleißig benutzt. Er hatte einfach die Verse des Dichters in Prosa übersetzt und dabei hie und da etwas geändert, wie es ihm passend schien. Aber es war leider nicht passend, und so schrieb der nämliche Schüler, der seine Arbeit so schön und klar begonnen hatte, am Ende einen vollständigen, baren Unsinn zusammen. So geht es, wenn man sich sklavisch an ein Muster hält, wenn man einfach die Sprache eines andern übernehmen will und dabei vergißt, daß der Stil stets etwas Persönliches ist, daß man nicht einfach einem Dichter, einem bedeutenden Schriftsteller den Stil abnehmen kann, etwa wie der Kellner dem Gaste den Ueberrock abnimmt.

Aus dem nämlichen Grunde sind Referate, die auf Grund stenographierter Notizen irgend einen Vortrag in gekürzter Form wiedergeben, fast durchwegs schlecht.

Wohl jedermann freut sich über den Humor, der sich manchmal in den Werken bedeutender Schriftsteller zeigt. Das merken sich nun viele, die weder Humor noch Stil haben. Sie denken sich dabei die Sache sehr einfach. Von Zeit zu Zeit muß ein Späßlein erscheinen, es muß hinein, ob es wolle oder nicht. Aber wie täuschen sich diese Leute! Humor tut man nicht hinein, Humor klebt man dem Stil nicht an, wie der Bäcker, von dem ich vorhin gesprochen habe, dem Brotmann die Wachholderbeeren in den Bauch eindrückt, Humor muß man **haben.** Aber Humor kann nicht jeder haben. Ein Hanswurst sein und Humor haben ist nicht dasselbe. Es kann einer so schreiben, daß sich fast in jeder Zeile ein Späßlein findet, aber von Humor ist nirgends eine Spur. Der verständige Leser muß allerdings lachen, aber nicht über das, was jener „Humorist" schreibt, sondern über ihn selber. Besonders hübsch nimmt es sich aus, wenn der Stilkünstler nicht soviel Erfindungsgabe besitzt, um wenigstens stets neue Späßlein zu erfinden, sondern wenn immer wieder die nämlichen Witzworte den Bedarf an Humor decken müssen. Meistens sind diese Späße nicht einmal ursprüngliches Eigentum dieser Humoristen, sondern sie stammen aus einer literarischen Leihanstalt. Humor ist schön und gut, aber er darf nicht angeklebt, nicht angequält sein.

Ein Handlungsreisender kam einmal auf einer Geschäftsreise nach Straßburg und nach Augsburg. Das Münster in Straßburg und die schönen, alten Bürgerhäuser in Augsburg gefielen ihm. Auf der Hochzeitsreise kam er nach Florenz und nach Rom. Da gefielen ihm die Renaissance-Paläste und die

Peterskirche. Nun ließ er sich ein Haus bauen, das alle Schönheiten des Straßburger Münsters, der schönen Augsburger Häuser, der Florentiner Paläste und und der Peterskirche in sich vereinigen sollte. Aber es durfte nicht mehr als 15 000 Fr. kosten. Wie komisch, ja geradezu wie schäbig wird sich das Miniaturpaläſtlein ausgenommen haben!

So verfahren viele mit der Sprache, mit dem Stil. Wenn jemand das Zeug nicht dazu hat, wenn er selber in seiner ganzen Geistesbeschaffenheit vulgär ist, so wird auch sein Stil immer vulgär sein. Und wenn er die Meister des Stils in allen Sprachen studiert und fleißig benutzt, so wird er selber nie ein Meister werden; denn vulgär bleibt vulgär. Bekanntlich gibt es in vielen Städten sogenannte Brockenhäuser. Reichere Leute geben abgelegte Kleider usw. an diese Häuser ab, und diese verkaufen sie wieder zu ganz billigen Preisen an ärmere. Nun denke man sich einmal, ein Straßenkehrer komme so in den Besitz eines Rockes, den der Herr Minister vor wenigen Tagen abgelegt hat. Wie würdig wird er aussehen, wenn er in seinem langen, schwarzen Rocke den Straßenkot fortschafft. So handhaben auch viele Leute die Literatur als eine Art Brockenhaus, und es geht ihnen dabei wie jenem Straßenkehrer. Je mehr sie sich aufstutzen wollen, desto komischer sehen sie aus.

Die Sprachgeschmacklosigkeiten dieser Art waren es stets, die meinen Zorn erregten, nicht etwa die kindlichen und eigentlich schülerhaften Ausdrücke. Hier finde ich es am Platze, mit unerbittlicher Schärfe das Unkraut auszureuten. Jeder wird schon gesehen haben, wie Bauern mit einem eigentümlichen, hakenartigen Werkzeug die Wegeriche ausstechen, die sich in der Wiese breitmachen. Mit einem solchen Haken möchte ich eine rechte Korrigierfeder vergleichen. Wie jenes Werkzeug das Wegerichunkraut ausreißt und fortschleudert, so sollte eine rechte Korrigierfeder unbarmherzig die verlogenen, angeklebten Stilkünsteleien aus den Schülerheften hinausbefördern. Es würde für mich stets das größte Lob bedeuten, wenn man von meinen Schülern sagen könnte, sie schreiben schlicht. Wenn ein vierzehnjähriger Knabe schreibt, wie ein großer Dichter oder wie ein tiefer Denker, so ist es stets, stets nur Schein. Die vermeintlichen Stilschönheiten gleichen jenen aus Gips gegossenen, angeklebten, marmorierten Ornamenten, die man an so vielen Privathäusern und öffentlichen Gebäuden nur zu oft sehen kann. Alles ist verlogen wie dort.

Zum Schlusse noch einige Verse von einem Manne, der wirklich Humor hatte, von Wilhelm Busch. Es ist darin zwar von solchen Leuten die Rede, die um jeden Preis dichten wollen, aber man kann sie auch in einem allgemeinern Sinne auffassen und überhaupt auf solche Leute beziehen, die in ihrem Stil recht eigentlich über sich hinaus wollen. Hier sind sie:

O wie beglückt ist doch ein Mann,
Wenn er Gedichte machen kann!
Ein guter Mensch, der Böhlamm hieß
Und Schreiber war, durchschaute dies.
Nicht, daß es ihm an Nahrung fehlt;
Er hat ein Amt, er ist vermählt.
Und nicht bloß dieses ist und hat er;
Er ist bereits auch viermal Vater.
Und dennoch zwingt ihn tiefes Sehnen,
Sein Glück noch weiter auszudehnen,
Er möchte dichten, möchte singen,
Er möchte was zuwege bringen
Zur Freude sich und jedermanns;
Er fühlt, er muß, und also kann ers.

Korrespondenzen aus Kantonen.

1. St. Gallen. ○ Jene Kollegen, welche mahnten, die Gehaltsansprüche bei den kant. Behörden ja nicht über das bescheidenste Maß — so etwa den status quo — zu steigern, werden sich beruhigen, nachdem sie in den erziehungsrätlichen Verhandlungen lesen können, der Rat bleibe bei der vom Regierungsrat im Großen Rat bedungenen bescheidenen Erhöhung des Gemeindeminimums und müsse trotz aller Sympathie es ablehnen, eine 4. Alterszulage von 100 Fr. zu befürworten. So haben wir wenigstens die Sympathie erzielt und keinen Protest. Die Zukunft wird zeigen, ob Großer Rat und Volk der Ansicht sind, die Gemeinden müssen die Mehrbelastung allein tragen. Der Staat schont sich etwas auffällig. Seit Jahren ist der kant. Staatsbeitrag an die Schulfonde ausgeblieben, derjenige an die Defizite gleichgeblieben. Die stets steigenden Ausgaben und Steuern der Gemeinden hatten nur zur Folge, daß die zum Bezug eines Staatsbeitrages berechtigende „Minimalsteuer" erhöht wurde, größere Leistungen nicht höhere Beiträge erhielten. Die Finanzlage des Kantons trifft Schule und Lehrer nicht in letzter Linie. Doch wir wüßten Rat! Die gegenwärtige Steuerrevision erhöht nach Zeitungsberichten das Kapital um ca. 50'000'000 Fr., das ergibt bei 2,5 % 125'000 Fr. Mehrsteuer, und der Viertel davon würde gerade für die vierte Alterszulage genügen. Das wäre wirksame Sympathie! —

„In media vitæ". Diese Worte des Sängers aus dem Kloster St. Gallen kamen uns unwillkürlich in den Sinn, als wir am 3. Februar Kunde erhielten vom jähen Tode unseres Freundes und Kollegen Gustav Brader in St. Georgen.

Schon in der Wiege faßte das Schicksal den kleinen Gustav hart an; wurde er doch im ersten Lebensjahre schon eine Waise. Doch, der Wunden schlägt, hat auch lindernden Balsam, und so erhielt Gustav in Lehrer Steiner in Kaltbrunn einen lieben Pflegevater, der dann auch in ihm die Liebe zum Lehrerberufe weckte. Durch eisernen Fleiß, der dem sprudelnden Humor oft Schranken setzen mußte, erreichte er 1887 sein Ziel und wirkte einige Jahre in Bollingen, um dann im Jahre 1892 nach Degersheim überzusiedeln. An einer schweren Schule wirkend, bildete sich hier der strebsame, junge Mann zu einem tüchtigen Lehrer aus, so daß er im Jahre 1897 nach St. Georgen gewählt wurde. Hier glaubte er nun festen Fuß gefaßt zu haben, hier errang er sich durch seinen unermüdlichen Pflichteifer, sowie durch sein leutseliges, gemütliches Wesen die Achtung und Liebe seiner Vorgesetzten, Schüler und Mitbürger, aber auch die Liebe und Freundschaft seiner Kollegen. Hier glaubte er nun auch in materieller Beziehung getrost in die Zukunft blicken zu dürfen, sah seine Kinder zu hoffnungsvollen